

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339731](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339731)

bei Genappe gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig.

- 1) Weill. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Rastatt. — Höchste Gemahlin und noch lebende Wittwe: Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb. den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame des kais. brasilianischen Südkreuz-Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Ernst von Wisa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813, verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept. 1811.

- 3) Marie Amal. Elisabeth Carol., geb. den 11 Okt. 1817.

- 4) Weill. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept. 1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbprinz von Hessen, den 19 Juni 1804.

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Der Wanderer zum neuen Jahre.

Kalender sind einjährige Pflanzen, die gegen den Herbst hin aus dem Boden schießen, im Winter blühen und dann wieder abnehmen; denn obgleich sie erst von Neujahr an dienen und bis auf den Sylvesterabend dauern sollen, so ist ihre rechte Blüthezeit doch nur im Winter; da sieht man sie gern, langt sie wiederholt von der Wand herunter und freut sich ihrer, wenn etwas Erfreuliches darin ist. Kommt der Frühling, so verringert sich der Werth; wer nicht etwa nach dem Datum, oder nach den Festtagen, oder nach dem Mondlaufe sehen will, der läßt sie liegen, die Räthsel sind errathen, die Geschichten gelesen. — Auch der Wanderer macht alle Jahr solch ein Menschenleben durch. Er ist jung jedes Jahr und ein Kind; da hat man ihn gern und betrachtet das Kind, und zeigt's allen Nachbarn, Vettern und Basen, und spricht davon, was aus dem Kinde werden will. Mit dem 1. Januar tritt der Wanderer als Mann in's Geschäftsleben ein, wird aber nun alle Tage um einen Tag älter, und kaum ist die Hälfte des Jahres herum, so wird über dem jungen, der zum Vorschein kommt, der alte vergessen. Doch nein, — der Wanderer will nicht undankbar sein; so gern er auf allen bleibenden Ruhm auch verzichtet und sich freut, wenn er nur ein halbes Jahr lang freundlich willkommen ist: so freut's ihn dennoch, daß er mit jedem neuen Jahre es immer mehr erfährt, wie er mit der Jahreszahl seiner Geburt nicht auch die seines Todes zugleich an der Stirn trägt, sondern seinen geneigten Lesern noch lange lieb und werth bleibt. Und da kann er's dann nicht unterlassen, diesen, die der Liebe so viel ihm erweisen, abermals freundlichst zu danken. Getrost tritt deshalb der Wanderer auf's Neue seine Wanderung durch Stadt

und Land an, und will auch in dem neuen Jahre ein treuer und zuverlässiger Bote sein, damit die Freundschaft zwischen ihm und dem Leser immer fester werde. Sollte der geneigte Leser nun fragen, was denn der Wanderer dieses Mal in seinem Ränzchen trägt, so lautet die Antwort wie früher: Altes und Neues, Eigenes und Fremdes, vor Allem aber mancherlei Gutes und Nützliches; möge der Leser nur selber nachsehen, und dann, so er hier und da etwas wie ein kleines Goldförmlein fände, selbes nicht verschmähen.

Zum Schlusse hat der Wanderer noch einen Wunsch: Möge der Herr, lieber Leser, in dem neuen Jahre mit dir sein, und mit deinem Hause und den Werken deiner Hände, und mögest du auch ferner freundlich gedenken

deines Wanderers.

Eine Geschichte aus Nordamerika.

Viele, ich möchte mit herzlichem Mitleide sagen, zu Viele, erblicken jetzt in Amerika allein ihr Heil. Es ist das Land ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen, ihrer Träume. Sie verlassen ohne großen Schmerz ihr Vaterland, weil eine trügerische Hoffnung jenseits des ungetreuen Meeres Ausichten eröffnet, die, glaubt es mir, liebe Leser, unmöglich alle erfüllt werden können. Nichts aber ist schlimmer, als zu späte Reue! Denen, die schon den Gedanken haben, nach Amerika zu gehen, ist's umsonst, zu predigen. Das sitzt im Fleisch so tief, daß es auch der beste Rath nicht mehr herausbringt und die heilige Schrift umsonst predigt: „Weibe im Lande und nähere dich redlich;“ aber den Andern ist noch zur Zeit eine Warnung beizubringen.

Daß in Amerika nicht lauter goldene Berge sind, das sagt uns der schlichte Menschenverstand; denn wir wissen aus Gottes Wort, daß die Erde überall des Herrn ist, und Er also auch in seiner Gnade und Weisheit überall Licht und Schatten, Angenehmes und Unangenehmes verbunden hat, wie im Menschenleben Leid und Freude. Dabei hat der gute Menschenvater überall die weise Absicht, uns daran zu erinnern, daß unsere Heimath droben ist, wo Christus ist. Da möchte man denn doch fragen, ob es recht wäre, daß in einem Lande Alles gut, in andern Alles schlecht wäre, das heißt, so weit es Gottes Werk ist; — denn wir wissen, daß es in dem, was des Menschen ist, überall menschelt!

Wach' mir Keiner meinen Gaul scheu mit dem Amerika! Dort ist auch nicht Alles Gold, was glänzt, wie hier auch, und — die gänzlich andern Verhältnisse rufen auch besondere Zustände hervor, wie wir sie hier weder kennen, noch erleben.

Das hat einmal ein Ehepaar erfahren, dessen Geschichte ein sehr glaubwürdiger Reisender erzählt, der Gerstäcker heißt, damit Ihr's gleich wißt, und es ist keine Fabel, sondern eine durchaus wahre Geschichte.

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Mann aus dem Missourigebiete in Amerika, und zwar ein geborner Amerikaner, einen Jagdzug mit andern Kameraden gemacht. Da entdeckte er an einer Stelle im Gebirge ein Bleisilberlager von solchem Reichtume, daß die Bearbeitung der Mine ihn bald reich zu machen versprach. Klug wie ein Amerikaner, bezeichnete er sich die Stelle genau; schwieg gegen seine Kameraden von seinem Funde, und kehrte glücklich heim, wo er seiner Frau seine Entdeckung mittheilte.

Ein Amerikaner wechselt seinen Wohnort, wie wir das Wamms, und fragt nicht darnach. Daß die Mine etwa 50 Meilen von seinem Wohnorte, und etwa 40 Meilen von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt lag, das kümmerte ihn keine Minute. Sein Entschluß reifte rasch zur Ausführung. Da er augenblicklich keinen Käufer fand, so verließ er seine Farm, wie die Amerikaner eine Wohnstätte mit dazu gehörigem Feldgute heißen, und zog mit seiner jungen Frau und seinen Kindern dem Orte zu, wo er sein Glück zu gründen hoffte. Das nothwendigste Geräthe nebst Lebensmitteln packte er auf ein Pferd, seine Frau nebst zwei kleinen Kindern auf ein anderes,

und er selbst wanderte, mit der Flinte auf der Schulter, nebenher.

Da das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so mußten sie langsam reisen, und am Abend suchten sie ein Obdach in einer verlassenen Hütte, die am Ufer eines Flusses lag. Schnell bereitete man das Bett in einer Ecke, holte das Kochgeschirr hervor und machte ein Feuer an. Diese Blockhäuser sind die allerrohesten Wohnstätten, und diese, längst von ihren Bewohnern verlassen, war keineswegs wetterdicht, vielmehr drang, da es zu regnen und zu stürmen begann, das Wetter bald durch die Fugen, indessen, es war doch ein Obdach. Der Rauch quälte zwar, aber er war auch ein Schuzmittel gegen arge Gäste, nämlich gegen die Moskito's, eine Art blutsaugender Schnaken, die in den milderen Strichen des westlichen Amerika's eine entsetzliche Plage sind, weil sie durch ihre giftigen Stiche den Körper des Menschen so zernichten, daß er am Morgen voller brennender Beulen ist. Sie sind in solcher Menge vorhanden und so blutigierig, daß man sich kaum vor ihnen erhalten kann, und die Beulen schmerzen und brennen unausstehlich oft noch Tage lang nachher. Die Reisenden waren müde. Da schläfst's sich überall gut, hier zu Lande, wie in Amerika, und bald schliefen sie fest!

Indessen wurde der Säugling wach und schrie heftig. Vergebens versuchte die Mutter ihn zu beruhigen. Endlich sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich wollte, du reichtest mir einen Becher Wassers, das Kind will trinken, und ich selber habe unerträglichen Durst.“

„Gut,“ sagte der Mann; „habe mir so lange Geduld, bis ich das Feuer ein wenig angeblasen und einen Span angesteckt habe, damit ich die Quelle finde.“

Damit stand er auf und tappete dem Kamine oder Heerde zu. Mötzlich aber stieß er einen Schrei aus und sprang in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ fragte die Frau erschrocken.

„Nichts,“ stöhnte der Mann, „ich — ich trat nur auf Etwas!“

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen,“ sagte die Frau darauf, und richtete sich vom Lager auf.

„Halt! Um Gottes willen nicht!“ rief ihr der Mann zu. „Um deiner selbst und unserer Kinder willen, rühre dich nicht von der Stelle, bis es helle ist.“

In wahrer Todesangst dringt nun die arme Frau in ihn, daß er ihr sage, was ihm begegnet sei, da sagt er endlich: „Es sind Schlangen im Zimmer, und ich habe auf eine getreten.“

Mit Entsetzen fragte das bebende Weib: „Bist du gebissen?“

„Ich glaube nicht“, antwortete der Mann. „Es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt. Bleibe ruhig liegen, und halte die Kinder still.“

„O mein Gott“, jammerte das arme Weib, „wenn es doch nur Tag wäre! Die Angst wird mich tödten! Halte dich nur ruhig!“

„Gib nur auf dich und die Kinder Acht“, sagte er, „ich will mich schon ruhig halten.“

Lange noch wachte die Frau, betete und lauschte angstvoll der geringsten Bewegung im Zimmer; endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kind wieder beruhigt hatte, schlief sie endlich, ohne es zu wollen, wieder ein. Lange und schwere Träume quälten sie, und mit einem Angstrufe wachte sie plötzlich auf und fuhr empor.

Es war heller Tag; die Sonne schien durch die breiten Spalten der schlechtverwahrten Wand der Hütte; die Kinder schlummerten süß an ihrer Seite; der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos, und keine Spur der gefährlichen Schlangen war mehr zu entdecken. Der Morgen hatte sie in ihre Schlupfwinkel zurückgeschickt.

Schnell stand nun die junge Frau auf, warf ihr Kleid über und trat zu dem Vater ihrer Kinder, um auch ihn zu ermuntern, je eher, je lieber einen so gefährlichen Ort zu verlassen.

Kaum aber hatte sie seine Schulter berührt, ihm in das Gesicht geschaut, als sie mit einem fürchterlichen Schrei zurückfuhr und mit beiden Händen, verzweifelt, ihr Antlitz bedeckte.

Eine Leiche lag vor ihr mit weit geöffneten, glasartigen Augen, die Glieder waren starr, aber ungeheuer angeschwollen. Alles zeigte an, daß ihn die giftigen Schlangen, an denen das Land reich ist, gebissen hatten und er in Folge des Giftes schnell gestorben war; aber seinen Kampf kämpfen wollte, ohne Weib und Kinder zu wecken, welche dann nothwendig auch den Bissen der giftigen Thiere hätten erliegen müssen. Das ganze Gewicht ihres Unglücks fiel auf das Herz des armen Weibes. Sie erkannte, wie er die Schmerzen dieses entsetzlichen Todes ihrer willen so stille erduldet; sie fühlte ihr ganzliches Verlassen sein in dieser menschenleeren Gegend, mit zwei hilflosen Kindern; sie allein, ein armes,

schwaches, gramgebeugtes Weib, ihre Beschützerin. Wo die Bleimine war, wußte sie nicht. Der Rückweg war weit, und sie hatte, auf ihren Mann sich verlassend, weniger auf den Weg geachtet, als sie es sonst würde gethan haben.

Jammern sank sie an dem leblosen Körper des treuen Gatten nieder, und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn wieder zu beleben; allein sie sah bald ein, daß Alles fruchtlos bleiben mußte, weil der entsetzliche Gifttod seine Beute nicht zurück gab. Sie warf sich auf das Bett und jammerte laut. Die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, weinten trostlos, und klammerten sich hilflos an ihre Beschützerin. Das gab dieser die ganze Kraft, ihre ganze Seelenstärke wieder. Sie blickte hinaus zu Dem, der der Wittwen und Waisen Schutz und Vater ist, und betete laut und inbrünstig um Weistand und Hilfe.

Wer beten kann, darf nicht verzagen. Er hat schon die rechte Quelle der Hilfe gefunden, und im Glauben richtet sich der gebeugte Mensch auf. So auch die arme Wittwe und Mutter.

Hinweg von dieser Stätte des Schreckens und Jammers zu eilen, war das Erste, was ihr in den Sinn kam; denn daß die Schlangen wiederkehrten, war außer Zweifel; aber eine heilige, und ach! die schwerste Pflicht rief ihr zu: Willst du deinen Gatten unbeerdigt lassen?

Das Gebet hatte sie gestärkt. Sie konnte ruhig Alles überlegen. Zuerst bereitete sie ihren Kindern ein Frühstück, dann ergriff sie Hacke und Spaten, und ging mit blutendem Herzen an das schwerste Werk ihres Lebens. Nicht weit von der unglückseligen Hütte, zur Seite des murrenden Baches, grub sie dem geliebten Gatten das Grab. Und als sie es unter heißen Thränen gegraben, trug sie den schweren Leichnam hinaus und legte ihn sanft in das einsame Grab, stellte einige vorhandene alte Bretter über den Leichnam, und wollte eben ihn mit Rasen und Erde bedecken, als das älteste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, sie weinend bat, sie möge doch keine Erde auf den lieben Vater schütten. Da wollte das schwere gepreßte Herz des armen Weibes noch einmal vor heftigem Schmerz brechen. Sie drückte laut schluchzend das Kind an ihr Herz, gab sich ihrem Gefühle noch einmal ganz hin; — dann aber ermannte sie sich, brachte liebevoll das Kind zu seinem Schwesterchen und beendete schnell ihre traurige Arbeit, kniete dann betend

nieder, benezte den Hügel mit ihren Thränen und erhob sich.

Nun galt es aber den Muth eines Helden, das Göttervertrauen eines ächten Gläubigen, die Kraft und die Umsicht eines Mannes. Wunderbar war die Hilfe Gottes! O, das Gotteswort lügt nimmer! Es sagt ja: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Sie überwand das Grausen, welches sie auf der schrecklichen Stätte ihres Unglücks ergriff, und ordnete Alles, so gut es ging. Was sie nicht brauchte, legte sie in das Innere der Hütte, schloß dann, nachdem sie das, was sie mitnehmen mußte, herausgetragen, die Thür der Hütte und sattelte die Pferde wieder, bezah sie mit Lebensmitteln für mehrere Tage und andern nothwendigen Bedürfnissen, nahm dann ihres Mannes Flinte, Kugeltasche, Pulverhorn und Messer, stieg auf das treue Thier, das sie hierher getragen, hob auf einem umgesunkenen Baumstamme ihre Kinder zu sich, nahm weinend von dem Grabe, das ihres Gatten irdisches Theil umschloß, Abschied, und ritt in Gottes Namen in die menschenleere Wildniß hinein. Sie verließ sich hierbei zunächst auf den natürlichen Scharfsinn des Pferdes, da sie selbst den Weg nicht kannte; allein da war die arme Frau verlassen. Wie sie den Jügel locker werden ließ, begannen die Thiere zu weiden.

Es blieb ihr also nichts übrig, als auf gut Glück die Thiere zu leiten. Natürlich ging der Weg sehr langsam; denn sie mußte ja auf die Kinder, das Gepäck, die Pferde und den Weg zugleich achten. Und im Herzen nagte der Schmerz! — Armes Weib! Nirgends Menschen! Ueberall undurchdringliche Wildniß!

Gegen Mittag umwölkte sich der Himmel; damit verlor sie das Mittel, sich nach dem Stande der Sonne zurecht zu finden.

Endlich nahte der Abend. Am Fuße eines Hügelns und nahe bei einer klaren Quelle schlug sie ihr Nachtquartier unter Gottes freiem Himmel auf.

Ach, wie mochte es ihr sein in ihrer Verlassenheit ohne des lieben Mannes Schutz, der so treu für sie gesorgt bisher?

Sie lud ihre Flinte und setzte sich neben das Feuer. Wölfe heulten schrecklich um sie herum. Eine Eule krächzte entsetzlich. Noch andere wilde Thiere ließen den Ruf des Hungers hören. Die Kinder schrieken vor Angst. Ihr eigenes Herz bebte in diesen Schrecknissen der Wildniß; aber sie beruhigte die Kleinen, schürte ihr Feuer und

sah daneben, die Flinte im Arm und die Hände zum Gebete gefaltet, horchend auf jedes Geräusch. Erst gegen Morgen fielen ihr die Augen, müde von Weinen und Anstrengungen, zu, aber die ersten Strahlen der Sonne, welche sie trafen, weckten sie auch wieder.

Das Entsetzlichste für sie war, daß sie sich nicht mehr verhehlen konnte, daß sie sich vom rechten Weg verirrt hatte, und leider hatte sie nur für zwei Tage Lebensmittel bei sich. Am Abend des zweiten Tages hatte sie nur noch wenige Brodkrumen für sich übrig, als sie ihre Kinder gesättigt hatte.

Am dritten Tage ihrer Irrfahrt gesellte sich nagender Hunger zu ihrer Qual. Zwar hatte sie mehrere Hirsche in Schußnähe gesehen, aber des Schießens unkundig, zweifelte sie am Erfolg, und fürchtete dabei das Pferd scheu zu machen, was dann vielleicht zu noch größerem Elende für ihre arme Kinder würde geführt haben.

Am Abend des dritten Tages, als der Hunger mit entsetzlicher Gewalt sie heimzusuchen begann, sah sie in einem Gehölze eine Menge wilder Truthühner (oder daß Ihr's besser versteht: wilder wälscher Hühner, die dort zu Haufe sind, so gut wie hier die Spazzen) aufsteigen. Blizschnell sprang sie ab und schoß in den Haufen hinein. Glücklicherweise erlegte sie einen Hahn, durch dessen zartes und reichliches Fleisch sie mit ihren Kindern fast auf zwei Tage Nahrung gewann.

Aber eine Nacht stand ihr bevor, wie sie noch keine erlebt. Ihr kleines Kind schrie unaufhörlich, und, durch die Laute seines Geschreies herbeigelockt, nahen sich Schaaren gieriger Wölfe, umschlichen winselnd das Feuer und wurden stets fecker. Die Angst der armen Mutter wuchs mit jedem Augenblicke. Zerrissen die Wölfe ihr Pferd, was sollte dann aus ihr werden?

In der Angst lud sie ihres Gatten Gewehr und schoß es los, um die abscheulichen Raubthiere zu verschrecken.

Nach Gottes Barmherzigkeit sollte jetzt ihrer Leiden Ende da sein! Mit bebendem Erstaunen, in dem Schrecken und Freude gemischt war, hörte sie plötzlich den Ruf: „Hollah!“ durch Wald und Nacht tönen. Sie gab Antwort, und bald trat ein Mann aus dem Waldesdickicht zu ihr heran, der seine Ueberraschung gar nicht besiegen konnte, eine Frau und zwei hilflose Kindlein in dieser Wildniß zu finden.

Ohne Weiteres aber ließ er sie das Pferd besteigen, und brachte sie zu seiner nicht sehr

fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebevoller Theilnahme die unglücklichen Gäste empfing.

Schon am Abend hatte der Mann einen Schuß gehört, auch bei einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes, hielt es aber für den Lärm des Panthers, eines grimmigen, wilden Thiers. Als aber die Wölfe immer lauter zu heulen begannen, dachte er, es scheint, als ob sie sich um verirrte Wanderer sammelten, nach deren Fleisch sie lüstern sind, — und — jetzt fiel ihm das Geschrei des Kindes ein.

Er nahm sein Gewehr, um nachzusehen, ob er nicht Unglück verhüten könne, und eben als er vor die Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß Verirrte im Walde seien. Wohl zwanzig englische Meilen, etwa zwölf unserer Stunden (Die der Fuchs gemessen hat!) hatte sich die arme Frau von der Richtung verirrt, die sie hatte einschlagen wollen.

Der Amerikaner schaffte sie am andern Tage zu den Ihrigen zurück. Bis hierher hatte der Geist und der Körper der armen Frau ausgezehrt: jetzt aber schwanden ihre Kräfte plötzlich, und Monate lang siechte sie hin, bis endlich die jugendliche Kraft doch die Krankheit bezwang. Mittlerweile waren mehrere ihrer Anverwandten zu der Hütte vorgebrungen, um die Geräthe zu holen, die sie dort hatte lassen müssen. Hier beschloßen sie, den Schlangen aufzulauern, und wohl wissend, daß die Wärme des Feuers sie lockt, machten sie ein großes Feuer an. Kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang krochen zwei ungeheure Klapperschlangen zu dem Feuer heran, — aber ihr giftiges Leben endete bald. Zwei wohlgezielte Schüsse setzten ihm ein Ziel. Diese allergiftigsten aller Schlangen Amerika's sind besonders in den westlichen Staaten zu Hause. Ihr Biß tödtet in der kürzesten Zeitfrist. Half es der armen Wittve etwas, daß die Männer die Schlangen über dem Grabeihres Gatten aufhingen?

Nein! nein! lieber Leser, so was begegnet einem braven Manne und einer braven Frau hier zu Lande nicht!

„Bleib' im Lande und nähre dich redlich!“

Nur das aber begegnet Einem auch hier, daß Gottes Gnade rettet und hilft, wie sie hier sichtbarlich half. Um das zu erfahren, braucht man aber nicht nach Amerika zu gehen. So meint's der Wanderer!

Friedrich v. Gagern.

(Mit einer Abbildung.)

Friedrich Balduin v. Gagern wurde am 24. Oktober 1794 auf dem Schlosse zu Weilburg geboren. Sein berühmter, ehrwürdiger Vater, schon damals nassauischer Minister, gehört einem rheinischen, ursprünglich aus Rügen stammenden reichsritterchaftlichen Geschlechte an. Die fromme und liebenswürdige Mutter, die ebenfalls den erstgeborenen Sohn überleben sollte, ist von dem niederrheinischen Geschlechte von Gaugaben und in Düsseldorf geboren. Bis zum sechszehnten Jahre erhielt er seine Erziehung und Ausbildung bei den Eltern, und ging damals schon mit tüchtiger wissenschaftlicher Vorbildung, vorzüglich in der classischen Literatur und in der Mathematik, für die er in Paris eine ausgezeichnete Schule gefunden, zu der Göttinger Universität über. Seine fleißigen Studien entzogen ihn keineswegs dem bewegten Studentenleben, und im zweiten Jahre des Studiums mußte er die Universität wegen häufiger Zweikämpfe verlassen.

Dem Zuge seines Herzens folgend, trat er nun in östreichische Dienste, und machte mit dem Regiment Riesch-Drägoner seinen ersten Feldzug als Gefreiter gegen Rußland, wo er bei Pinsk, dem Ziele seines Zuges, kaum der Gefangenschaft entging.

Im Jahr 1813, bei der Wendung der deutschen Waffen gegen Frankreich, hatte er das Glück, unter Gylai mit dem Schwarzenbergischen Heer den Schlachten von Culm, Dresden und Leipzig beizuwohnen.

Für die Denk- und Gemüthsart des Jünglings ist es bezeichnend, daß ihm unter den zahlreichen Erinnerungen jener ruhmvollen Kämpfe das Andenken folgender einfachen Begebenheit das Liebste und Lebendigste war. Nach einem schweren Marsch machten die Truppen spät Abends, und zwar am Vorabend der Schlacht, an dem Orte ihrer Bestimmung unter freiem Himmel Halt; sofort wurde den Soldaten der Befehl, Holz zu fällen und von Stämmen und Zweigen den Offizieren Hütten zu bauen. Da trat aber der junge Gagern, der erst einige Tage vorher Offizier geworden, hervor und gab zu bedenken, daß die Soldaten, äußerst erschöpft, um dem nahen Kampfe gewachsen zu sein, der noch übrigen Nachtstunden zur Erholung bedürften. Diese Bemerkung konnte nicht zurückgewiesen werden, und die Offiziere schlossen rings um die Wachtfeuer ohne Bedachung

ein. Er aber, als er früh morgens erwachte, sieht über seinem Haupte im Glanz des Morgenroths eine schöne Krone mit einem Kranze prangen. Was die Gerechtigkeit zu fordern verbot, das hatte in reicherm Maße die Liebe gewährt.

Obwohl bei Leipzig viele seiner Freunde gefallen waren, so fesselte ihn doch der kameradschaftliche Geist an das sächsische Heer, und nicht ohne schweren Kampf unterwarf er sich dem Willen des Vaters, der bei seinem eigenen Uebergang von dem deutschen zu dem niederländischen Dienste des Hauses Nassau-Drainien den ältesten Sohn dem Dienste des Landesherrn nicht entziehen mochte. Zunächst sah sich auch durch diese Veränderung der Hauptmann v. Sager dem Kampfe für das deutsche Vaterland nicht entzogen. Bei Waterloo, oder vielmehr schon bei Quatrebras, wurde er als Offizier des Generalstabs zu Pferde unter den Plänklern schwer verwundet. Sein jüngerer Bruder Heinrich, erst 16 Jahre alt, hatte in den nassauischen Gliedern dasselbe Schicksal. Bei dem Einzug in Paris waren sie beide wieder hergestellt, und umgaben dort den Vater zugleich mit einem dritten Bruder (Karl), der sich unter bayerischen Reitern bei Arcis sur Aube ausgezeichnet hatte.

Bald nach Beendigung des Feldzugs besuchten die beiden brüderlichen Kampfgenossen (Friedrich und Heinrich, jener zufolge einer längern Beurlaubung) die Universität Heidelberg, und knüpften in den Jahren 1816 und 1817 zahlreiche, für das ganze Leben bedeutende Bekanntschaften. Hierauf kehrte zwar der Hauptmann zurück zu dem Waffendienst in die niederländischen Staaten, aber der Wissenschaft und dem deutschen Vaterlande ist er nie entfremdet. Niemals trennte er sich auch in den Lagern von den größten Dichtern und Geschichtschreibern des Alterthums; vor Allem liebte er die Gesänge Homers und Sophokles, wovon er große Theile im Gedächtniß bewahrte; auch Thukydides, Cäsar, Tacitus, Sallust waren ihm treue Begleiter.

Militärische Aufnahmen und Vermessungen hielten ihn lange in dem Großherzogthum Luxemburg fest, also in dem Gebiet des deutschen Bundes, und in den Jahren 1824 und 1825 wurde er der Bundesmilitärkommission beigegeben. Damals erweiterten sich abermals seine deutschen Bekanntschaften, und die Verbindung der beiden Bruderfreunde für die höchste Idee ihres Lebens, die Einheit und Größe des Va-

terlandes, erreichte nun ihre höchste Kraft und Innigkeit.

In den Niederlanden wird der Deutsche nicht leicht ganz heimisch werden. Dennoch wirkte er ununterbrochen mit der frischen Thätigkeit, besonders in Gent, wo er mehrere Jahre den Arbeiten des Generalstabs vorstand und zugleich den jüngeren Offizieren des Stabs Vorlesungen über Mathematik und Kriegswissenschaften hielt.

Die Jahre 1830 und 1831 waren für die niederländische Dienstzeit des Majors v. Sager die wichtigsten. Durch die Pflicht war er im Kampfe gegen die Belgier gestellt, obgleich er lange unter ihnen gelebt hatte, und sie ohne Zweifel auf seine Unterstützung gerechnet hatten. Die unter den Holländern herrschenden landschaftlichen und konfessionellen Vorurtheile waren ihm ganz fremd; für die Wallonen hatte er sogar als Soldat eine Vorliebe.

In dem Herbst 1830, gleich nach dem Verlust von Brüssel, wurde er Chef des Stabs bei dem Corps des tapfern Herzogs Bernhard von Weimar, dessen Hochachtung und Freundschaft er sich zu jeder Zeit erfreute. Bei der traurigen Auflösung der Armee, aus welcher die Belgier theils zurücktraten, theils entlassen wurden, nahm er an den meisten wichtigen Gefechten bis zu dem entschlossenen Bombardement der Stadt Antwerpen Theil. In diesen Gefechten stand ihm als Freiwilliger sein jüngster Bruder Maximilian zur Seite, der im Jahre vorher in dem Civildienst im Cabinet des Königs Wilhelm I. angestellt worden war. Auf die Entwicklung und das Schicksal dieses Bruders hatte er von nun an durch das Beispiel seines stillen und religiösen Ernstes den entschiedensten Einfluß.

Im März 1831 wurde er, während der Herzog Bernhard Generalgouverneur in Luxemburg war, mit den Verhandlungen am Bundestage wegen schützender Besetzung dieses Theiles des Bundesgebiets beauftragt; die Erfolglosigkeit dieser Bemühung, die sich noch jetzt so schwer rächt, machte ihm großen Kummer. Es gereichte ihm daher zur willkommenen Ableitung, als er sehr bald darauf mit seinem Divisions-Chef von Luxemburg in das Lager von Nordbrabant abberufen wurde, von wo aus er und sein Bruder Max an dem kurzen, aber ausgezeichneten Feldzug von 1831 theilnahmen. Der edle Herzog bat den König, für dasjenige, was besonders in den bedeutenderen Treffen bei Hasselt und Löwen (8. und 12. August) die zweite Division als Vorhut geleistet, das Hauptverdienst

dem Chef des Stabes, Major v. Gagern, zu zuerkennen.

In den folgenden Jahren (bis 1838) stand die niederländische Armee fortwährend in den Cantonirungen und Lagern von Nordbrabant, von wo aber im Jahr 1833 die Freiwilligen, unter diesen der jüngste Bruder des Majors, in die Heimath entlassen wurden.

Im Jahr 1838 wurde General v. Gagern auf sein Verlangen vom Generalsstab zur Linie und zwar in die Cavallerie versetzt; er erhielt ein Regiment Dragoner in Deventer. Im Jahr darauf wurde er dem jungen Prinzen Alexander der Niederlande zu einer Reise nach Rußland beigegeben, wo er von dem russischen Hof und Reich sich gründliche Kenntnisse erwarb, die zum Theil in einem lehrreichen und ungedruckten Tagebuch enthalten sind. Im Jahr 1843 wurde er als Oberst zugleich Brigadier der Cavallerie, im folgenden Frühjahr General und Flügeladjutant des Königs, und als solcher bald mit einer wichtigen Mission nach Ostindien betraut. Während seines dreijährigen Aufenthalts unter den Tropen hatte er nicht allein das Heer und die Festungen des alten blühenden Java in Augenschein zu nehmen und über die wichtigsten militärischen Fragen der Colonien zu berichten, sondern auch die neuen Besitzungen auf Sumatra zu gleichem Zwecke oft auf ungebahnten Wegen zu bereisen, und endlich auf dem Rückwege das englische Indien von Ceylon bis Calcutta, den Ganges hinauf zum Himalaya mit allen von ihm bewunderten Militärétablissements der Engländer zu besichtigen, worauf er über Bombay und Aegypten, durch viele in europäischen Diensten seltene Erfahrungen bereichert, im Juni des vorigen Jahres zurückkam.

Bald nach der Heimkehr wurde der General v. Gagern zum Gouverneur der Residenz und Provinzialkommandanten von Holland ernannt, und in dieser Stellung erfreute er sich nicht allein des ausgezeichneten Vertrauens seines Monarchen, sondern wurde auch wegen seiner hohen politischen Einsicht, seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit und einer alle Herzen bewältigenden, durch tief sinnigen Ernst nie verhüllten Humanität während der letzten politischen Krisis in Holland der Freund aller edlen Bürger, so daß sich die Nationalgarde der Hauptstadt freiwillig unter seine Befehle schaarte.

Aber kaum war dort die gewünschte Ruhe eingetreten, so verlangte er einen kurzen Urlaub in die theure Heimath, wo unterdessen der er-

schütternde Einfluß der französischen Umwälzung die Gestalt der Dinge gänzlich verändert hatte.

Das sehnliche Verlangen der Freunde des Vaterlandes, die diesen edelsten seiner Söhne kennen, war seiner Ankunft zuvorgekommen.

In den ersten Tagen des dem General v. Gagern gewährten Urlaubs nahm die Bewegung im südwestlichen Deutschland und vorzüglich im badischen Seekreise einen aufrührerischen und so bedrohlichen Charakter an, daß nach der Ueberzeugung der bewährtesten Kenner der Landesverhältnisse die ganze Kraft eines erfahrenen und zugleich in politischen Dingen freiblickenden Militärs erforderlich schien. Die badische Regierung warf ihren Blick auf den vielfach empfohlenen General v. Gagern. Derselbe konnte zwar mit seiner niederländischen Stellung eine hiesige bleibende Wirksamkeit nicht sofort vereinigen; aber auf die in Uebereinstimmung mit dem Rath der Siebenzehner ergangene Aufforderung der hohen Bundesversammlung glaubte der niederländische General, der ja auch in Rücksicht Luxemburgs dem Bunde nicht fremd war, auf die einsichtige Billigung seines Monarchen zählen zu dürfen, indem er durch einen kurzen, aber entscheidenden Waffendienst die Ruhe und Ordnung seiner Heimath herzustellen, und die ganz Deutschland bedrohende Anarchie zu hemmen suchte.

Schon in wenigen Tagen dieser Unternehmung gelang es v. Gagern, theils durch seinen Namen, theils durch sein bloßes Auftreten den Geist der Empörung zu schwächen, und den Geist der Zucht und Treue in dem Heer zu heben.

Am 19. April 1848 in der Nacht rückte 1 Bataillon Hessen, 2 Bataillone Badener, mit Artillerie und 1 Regiment Cavallerie unter Anführung des Generals v. Gagern auf Randern zu, wo die Hecker'sche Freischaar aufgestellt war. Regierungsrath Stephani forderte dieselbe zur Niederlegung ihrer Waffen auf. Es wurde verweigert. Randern wurde genommen. Auf der Scheideck, einem Engpasse, sammelten sich die Freischaaren wieder. Die Truppen rückten nach, General v. Gagern an der Spitze. Nochmals forderte er die Aufständischen zur Unterwerfung auf. — vergebens. Er wendete sich zurück, und der Kampf begann von Seite der Freischaaren mit einer Gewehrsalve. General v. Gagern fiel, von 3 Kugeln getroffen. Nach halbstündigem heißen Kampfe drangen die Truppen vor; anhaltend dauerte das Feuer noch eine Stunde und die Aufständischen zogen sich in die Wälder zurück.

General v. Gagern hat sein Leben nicht toll-